

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 2 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Robert Pfaller, Benjamin Quaderer,
Julya Rabinowich, Angelika Reitzer, Kathrin Röggl,
Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wissner

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

<u>HELENA ADLER: QUARANTANAMO, II. PRIMAVERA</u>	<u>3</u>
<u>BETTINA BALÀKA</u>	<u>5</u>
<u>BIRGIT BIRNBACHER</u>	<u>7</u>
<u>ANN COTTEN</u>	<u>8</u>
<u>NAVA EBRAHIMI</u>	<u>11</u>
<u>VALERIE FRITSCH: CORONATAGEBÜCHER 2</u>	<u>13</u>
<u>MONIKA HELFER</u>	<u>14</u>
<u>LUCIA LEIDENFROST: CORONA TAGEBUCH (TEIL 2)</u>	<u>16</u>
<u>CHRISTIAN MÄHR: CORONA-TAGEBUCH: 2</u>	<u>18</u>
<u>ROBERT PFALLER</u>	<u>20</u>
<u>BENJAMIN QUADERER: CORONA WOCHE 2</u>	<u>25</u>
<u>JULYA RABINOWICH: CORONA TAGEBUCH</u>	<u>27</u>
<u>ANGELIKA REITZER</u>	<u>28</u>
<u>KATHRIN RÖGGLA</u>	<u>31</u>
<u>THOMAS STANGL: CORONA-TAGEBUCH 2</u>	<u>33</u>
<u>MICHAEL STAVARIČ: CORONA-TAGEBUCH TEIL 2</u>	<u>37</u>
<u>DANIEL WISSER</u>	<u>39</u>
<u>BIOGRAFIEN</u>	<u>43</u>

Helena Adler: Quarantanamo, II. Primavera

Ich öffne meine Augen. Es ist noch dunkel in unserem Schlafgemach und der Nachtmahr sitzt mir im Nacken, dabei ist der Alptraum Realität. Ich liege am Rand, Tizian hat das Bett gekapert, mein kleiner Querdenker liegt wieder diagonal. Draußen wächst eine absolute Stille heran, wie ich sie nur von Wintermondlanschaften im Gebirge kenne. Ein lang ersehntes Vakuum, das sich anfühlt wie das Fallen von Schneekristallen auf Kinderhaut. Manchmal blinkt das stumme Sirenenblau von Rettungswägen in unsere Höhle herein. Man will die Grabesruhe nicht aufschrecken und schaltet auf stumm. Tizian, unser kleiner Poet, lacht und redet im Schlaf. „Sieben“, sagt er und träumt weiter, wahrscheinlich von Himmelssternchen und Schlüsselblumen. Gestern haben wir ein paar Zahlen gelernt und ihre Bedeutung in Erzählungen. Soso. Bisher hat Europa den bösen Wolf also nur aus Märchen gekannt. Jetzt tarnt er sich, dringt in sichergeglaubte Festungen ein und lechzt nach Körperkontakt. Suhlt sich an unwillkürlichen Reflexen und unbedarften Berührungen. Drängt in unsere Mittem und trifft uns dort an, wo wir uns am sichersten fühlen. Daheim. Wir kernern uns ein. Aber die meisten von uns besitzen keine Atombunker. Höchstens geheime Verliese. Wir werden kleinlaut und bauen provisorische Barrikaden aus Konservendosen, Reissäcken und Nudeln. Ein Atemhauch genügt, um die Pyramide zum Einsturz zu bringen. Manchen bleibt nichts weiter als Wind, Staub und Sterne. Und andere putzen sich den Hintern mit Blattgold ab. Ich nehme im Notfall meine Hand, ein Stück Hirschseife und Wasser. *Hirsch heißt mein Vater*, fällt mir ein. Meine Mutter, die Grande Dame, besitzt sogar ein Bidet. Sie hatte schon immer ein Gespür für die essenziellen Dinge im Leben. Meine Schwester, die sich bei der Mutter eingenistet hat und diese zwingt, ihr täglich die Kartoffelstampfer zu kraulen, schickt mir eine Nachricht: *Der leibhaftige Corona Virus*, steht da, dazu ein Foto der Mutter im vergilbten Nachtkittel bei der Morgentoilette. Seit neuestem begrüßt sie mich am Telefon mit *Eure Pestilenz* und sagt, dass ich durch die Leitung bis ans andere Ende stinke. Buchfinken singen Silentium. Unvorstellbar, verlören sie ihre Singsangwut oder würden sich im Äther auflösen. Ich ziehe meinen Hut vor ihnen und den

Vorhang ein wenig beiseite. Eine Amsel fordert Körnerwerk. Unser Garten ist wild wie wir. Und weil wir einen Garten haben, sind wir privilegiert. Dafür entbehren wir viel Kultur in diesem Hinterland. Du kannst dich entscheiden: Kultur für dich oder Natur für dein Kind. Beides zusammen ist unerschwinglich. Ich schlüpfte wieder unter die Tuchent, schließe die Augen und versuche zu schlafen. Dabei tauchen die Bilder der letzten Tage auf, die längst in unser kollektives Gedächtnis eingezogen sind. Eine Elefantenherde in der chinesischen Provinz Yunan, die betrunken in einem Teegarten schläft, nachdem sie ein Weingut geplündert hat. Wie diese nackten, terracotta-rosé farbigen Riesen sich in die verrauchte, grüne Hügellandschaft einfügen. So wie das klare Wasser in die venezianischen Kanäle. ...*der die Kanäle Venedigs heimlich mit stillem Mineralwasser füllt*, habe ich vor ein paar Jahren in einer Kurzgeschichte geschrieben. Der leergefegte Markusplatz, die unbetretene Karlsbrücke in Prag, eingestellte Rolltreppen ohne Fahrgäste, Highways in L.A., auf denen ein einzelner Skater fährt, der Pariser Triumphbogen als Symbol für die menschliche Niederlage, weil ihn niemand mehr durchschreitet. Weltstädte mutieren zu Geisterstädten. Überall leere Architekturkulissen wie in der Pittura Metafisica.

Das Virus ist eine elende Kanaille. Lesungen müssen abgesagt werden, Honorare fallen aus. Interviews und Fernsehauftritte werden abgeblasen. Komplett ohne Fanfare. Wenigstens gibt's die jetzt wieder beim Hofer, aber von solchen viralen Pilgerstätten halte ich mich tunlichst fern. Diese pervers geilten Nougatröllchen, die ich als Tampons oder Ohropax verwenden würde, wäre ich dekadent. Eine opulente Ära geht zu Ende und das Goldene Zeitalter tut den letzten Atemzug und zerfließt in seiner Form. Nieder mit den Pölsterchen und Röllchen. Vorm Sterben muss man Ballast abwerfen. Unser Barocken-Barock hat ausgedient und ich begnüge mich mit Brottrinden in der Morgenmilch.

Bettina Balàka

23.3.2020

Seit zwei Jahren esse ich kein Fleisch mehr. Der Grund dafür war meine Beschäftigung mit Tieren, die ich im Laufe der Jahre immer weniger als das Andere ansah, und immer mehr als das mir Gleiche.

Der Prozess begann damit, dass ich schon vor zwanzig Jahren aufhörte, Tintenfische zu essen, nachdem ich beim Tauchen mit einer freundlichen und hochintelligenten Sepia gespielt hatte. Dann brachte ich keine Krustentiere mehr hinunter: Die komplexe Weise, in der meine Landeinsiedlerkrebse nicht nur untereinander, sondern auch mit mir kommunizierten, machte es mir unmöglich. Den endgültigen Schlussstrich zog ich, nachdem ich einen Film gesehen hatte: „The End of Meat“. In diesem gab es eine Szene, wo ein Schwein zusah, wie Speck in der Pfanne gebraten wurde. Die Szene war nachgestellt, die Besitzer der berühmten Schweinepersönlichkeit Esther (mit dem Agnomen „das Wunderschwein“) erzählten, dass sie in Gegenwart ihrer geliebten Mitbewohnerin keine Körperteile von deren geschlachteten Verwandten mehr essen konnten und in der Folge zu Veganern wurden. Bei mir flackerten Spiegelneuronen auf, es leuchtete mir ein, ich vollzog es nach. In meinem Gehirn war der berühmte Schalter umgelegt, und Fleisch schmeckte mir nicht mehr.

Aber: Ich verstehe euch nur zu gut, liebe Omnivoren, denn ich war mal eine von euch. Wenn mir früher jemand erklärte, er esse nichts, was einmal Augen gehabt habe, rollte ich dieselben. Wenn jemand mein zartes Roastbeef als Leiche definierte, faselte ich etwas von Tomatenmord, und wenn jemand befand, mein köstliches Gulasch stinke, konterte ich mit Ausfälligkeiten über die olfaktorischen Belästigungen durch Kohl- und Lauchgewächse. In entsprechender Demut verspeise ich nun mein Gemüsecurry in Gegenwart von Fleischessern. Es stünde mir nicht zu, ihnen Vorhaltungen zu machen. Und ich bedanke mich bei allen Gastgeberinnen und Gastgebern, die sich je die Mühe gemacht haben, für mich extra etwas zuzubereiten, obwohl alle anderen mit den Rindsrouladen höchst zufrieden waren.

Was das mit der Corona-Krise zu tun hat? Mir fehlen gemeinsame Mahlzeiten mit Freundinnen und Freunden, Familienfeste, Geschäftstermine mit einem kleinen Mittagessen, Ausflüge mit Einkehr. Aber das wird wiederkommen und umso mehr genossen werden.

Weitaus gravierender ist die Tatsache, dass so viele übertragbare Krankheiten auf unseren Fleischkonsum zurückzuführen sind, und dass das bedenkenlose Töten von Tieren zu guter Letzt Menschen dahinrafft. Die sogenannte Spanische Grippe hatte ihren Ursprung auf einer Farm in Kansas, wo ein Wildvogel vermutlich ein Huhn oder Schwein mit dem Virus infizierte. HIV wurde durch den Verzehr von „Buschfleisch“, also Menschenaffen, auf den Menschen übertragen, dasselbe gilt für Ebola. Die Vogelgrippe, die Schweinegrippe, der Nipah-Virus oder SARS sind weitere Beispiele.

Der neuartige Corona-Virus SARS-CoV-2 und damit die aktuelle COVID-19-Pandemie fanden ihren Ursprung im apokalyptischen Grauen eines „wet market“ im chinesischen Wuhan – so genannt wegen der nassen Böden, die abgespritzt werden, um die Körperflüssigkeiten der frisch geschlachteten Tiere zu entfernen. In engen Käfigen übereinander gestapelt leiden Lebewesen ihrem Ende entgegen. Blut, Eiter und Exkreme samt Viren tropfen von einem Tier auf das andere, von Hühnern auf Schweine, von Schlangen auf Zibetkatzen, von Fledermäusen auf Pangolins. Tropfen, muss man sagen, denn aus aktuellem Anlass sind diese Märkte fürs Erste verboten. (Und was für eine bizarre Ironie, dass jene wohlhabenden Menschen, die die kostspieligen pulverisierten Schuppen des Pangolins als „Arzneimittel“ einnahmen, davon krank wurden. Allen, die sich für traditionelle chinesische Medizin begeistern, sei dieses Faktum ans Herz gelegt.)

Anders herum ausgedrückt: Würde der Mensch kein Fleisch essen, wären ihm die Spanische Grippe, Aids, SARS, Ebola und die jetzige Krise erspart geblieben. Wir haben es mit immer neuen Krankheitserregern aus zoonotischen Quellen zu tun. Viren, die einem Wildtier keinen Schaden zufügen, können für den Menschen katastrophal sein. Es gibt noch sehr viele neue Viren da draußen, und je mehr wir uns die Wildnis samt ihren Bewohnern einverleiben, je näher wir unsere Nutztiere an die Wildnis heranführen, desto mehr Zoonosen

werden wir bekommen. Es ist wie mit der Klimakatastrophe: Wissenschaftler warnen schon lange davor. Und wie bei dieser dachte man: So schlimm wird es schon nicht werden.

Es gibt im Übrigen noch ein Gesundheitsproblem, auf das wir sehenden Auges zusteuern und das mit der Nutztierhaltung zusammenhängt: Das Züchten von multiresistenten Keimen durch den Einsatz von Antibiotika in der Massentierhaltung. Wie in den Zeiten vor der Entdeckung des Penicillins werden früher oder später unzählige Menschen an bakteriellen Infektionen sterben.

Der Mensch ist ein absurdes Wesen, wenn er jetzt im Supermarkt Fleisch hamstert. Fleisch hat ihm das ganze Unglück erst eingebrockt.

Birgit Birnbacher

17.03. wien ist jetzt viel weiter weg. tirol ist näher als zuvor, aber ich kenne niemanden in tirol.

17.03. zwischendurch ist es wie mit schlimmen diagnosen: ab und zu vergisst man es, und dann wuchtet es einen doch wieder um.

17.03. was, wenn jetzt niemandem die arbeit abgeht? wollt ihr dann alle immer hier rumhängen? ich bin doch wegen des abstands hier!

18.3. was jeder so unter einem meter versteht.

18.3. wir sitzen isoliert in der sonne, spielen fußball, verfeinern die technik, dichten blödsinn.

20.3. die aufdringlichkeit des waldbodens, was alles blüht. gelb, weiß, wie heißt das, frage ich. zyklam, sagt mein mann. zyklamfarbenes unbeeindrucktes entgegenschauen. alles hier kommt mir vor wie ein zuwarten: was tut ihr jetzt, was tut ihr jetzt.

20.03. ob jemand von außen (raum, zeit) sich fragt, was mit uns los ist, weil niemand mehr fliegt.

20.03. ich möchte so gerne noch einmal das sebald-zitat lesen, aber ich hole es nicht hervor. ich kann es ja längst auswendig und es kommt mir falsch vor, dieser lust am untergang nachzugeben, die mich zum lesen drängte.

20.03. ob man das später (nach uns) erkennt wie eine eiszeit, ob einmal jemand die fingerspitze auf diesen ausreißer in der kurve legt.

20.03. wir finden einen holzstaffel. er klebt wie früher. mann und kind graben in einem haufen sägespäne und lassen sie ins gras rieseln. das gras ist bleich. es hat mich gar nicht gekümmert, dass das kein winter war. dreißig jahre habe ich nicht an holzstaffeln gedacht.

21.03. ich träume, dass eine ratte sich an meinem fuß festbeißt und nicht loslässt. ich schüttele den fuß, weil ich gehen muss. es ist ekelhaft und tut sehr weh, aber es ist viel weniger schlimm, als ich mir das immer vorgestellt habe. ich müsste nur wirklich dringend gehen, aber sie lässt nicht los.

Ann Cotten

Donnerstag 19.3.2020

Nun sind wir also angekommen. Auf ein paar Quadratmetern Moos zwischen U2-Trasse, Tangenten, Park&Ride-Häusern (eins mit der Reproduktion eines Kunstwerks von Nitsch geschmückt, worüber ich lange nachdenke, während ich auf die Ampel warte; das an der Fassade heruntergekotzte Blut macht mich an die Tuberkulose-Zeit denken), Eisenbahn, einem unheimlichen, geparkten Kreuzfahrtschiff, und der Donauinsel. Es fühlt sich trügerisch sicher an, hier "daham" in Wien zu sein, dabei ist die Falldichte vielleicht sogar höher. Die vergleichsweise Lesbarkeit von Stadt, Moden, Gesichtern, Zwischentönen gibt dieses orientierte Gefühl. Und weil ich die Ästhetik lesen kann, spüre ich auch die Beunruhigung und Verunsicherung aller. Mein Hals fühlt sich nackt an und ich weiß nicht, ob das komische Gefühl darin psychosomatisch ist oder ein milder Fall von Covid-19 – für mich persönlich ok, aber dann riesenschlechtes Gewissen gegenüber dem Hofer-Verkäufer und dem Anker-Verkäufer, denen ich Geld in die Hand gab, Hallo sagte, zwar mit weggewandtem Gesicht, aber man weiß es nicht. Sowieso schlimme Jobs, und dann noch Leuten wie mir ausgesetzt sein, die "noch schnell" einkaufen und zwar aufpassen, aber nicht wirklich...

Auf der Donauinsel entfalten sich schon die ersten Badenden und Chillenden, und die Polizei fährt durch und befiehlt allen Chillenden, wieder einzupacken. Da wir direkt hinter der Polizei spazieren (als potentielle Ansteckungsträger*innen sorgfältig zu allen Passanten 2m Abstand halten, aber doch eben spazieren!) spazieren wir an verwunderten bis gekränkten Chillwilligen vorbei, die ihre Sachen wieder in ihre Fahrradtaschen packen. Als wir uns kurz ans Ufer setzen, meine ich zu Takashi, dass es eine gute Übung für Leute ist, die gewöhnlich niemals etwas Illegales tun. Takashi merkt später an, dass der Abstand zwischen *sans-papiers* und anerkannten Bürgern*innen ja dadurch ein bisschen kleiner wird. Auch wenn die verstärkte Bullenpräsenz für jede *sans-papiers* das Leben konkret wesentlich erschweren dürfte.

Das Thema weckt noch immer Herzklopfen. Wir reisten ja ins Ungewisse, ob man Takashi mit mir nach Europa hereinlassen würde oder nicht. Unter normalen Umständen dürfen Japanern*innen bis zu 6 Monate ohne Visum in Österreich sein, in Deutschland 3. Aber jetzt? Unklar. Aber wir mussten es versuchen – besser, als in den USA gestrandet zu sein, ohne Krankenversicherung, Arbeit, Wohnung usw. So bestiegen wir mit mulmigem Gefühl den New Jersey Transit zum Flughafen in Newark. Masken ja, nein? Soll ja, bis auf die Supermaske, sinnlos sein – sinnvoll nur für Kranke, um Tröpfchen und Atem zu hemmen. Als sich der Teil des Zuges mit zurückreisenden Europäern und ihren Hartschalenkoffern füllte, wichen die großteils schwarzen Pendlern*innen aus, gute Idee, meine ich – schließlich scheint die Seuche sich eher unter vielreisenden Privilegierten zu bewegen. Und ich hoffe, es stimmt. Die Leute müssen trotz allem zur Arbeit fahren und haben keinerlei Schutz. Eine mittelalte Frau trägt nichts über dem Gesicht – und lässt irgendwann eine Komödie in afrikanischem Englisch erschallen. Eine junge Frau hat ihren Schal noch um die Gesichtsmaske geschlungen. Das junge, gutaussehende deutsche Pärchen gegenüber schweigt sich an. Er entschuldigt sich bei ihr für sein "ruppigiges Benehmen vorhin". Er muss ekelhaft gewesen sein, sie hört nicht auf, schweigend und verletzt die Stirn zu runzeln und ins Leere zu starren.

Als das Flugzeug von Newark nach Berlin voll beladen und startbereit ist, kommt eine Durchsage, in der alle, die keine deutschen Staatsangehörigen

sind, in ihrem eigenen Interesse gebeten werden, wieder auszusteigen. Schock. Ich melde mich, schon defensiv in die Höhe gehend wie eine Pistenraupe, muss mit der Stewardess nach vorne gehen, aber das Transit-Argument überzeugt zum Glück und wir dürfen an Bord bleiben. Trotzdem massives Unwohlsein. Aus allen Gründen. Wir override sie mit Bier, Wein und einer Komödie von 三谷幸喜 (MITANI Kôki), 「記憶にございません!」, über einen Premierminister, den schlechtesten aller Zeiten, der tatsächlich einen Gedächtnisverlust durch eine Kopfwunde erleidet. Sehr guter Film.

In Berlin müssen wir dann die wirkliche Grenze schaffen. Ich lüge, dass wir verheiratet sind, um vom Flugzeug gelassen zu werden. Takashi springt vor Schreck fast an die Decke. Aber der ciceronische Grenzbeamte, der den beiden jungen Beamtinnen über die Schulter greift, fragt nach. Müsste Takashi nicht dann einen Aufenthaltsstempel im Pass haben? Ich habe keine Ahnung, ob das so ist. Ich gebe zu, dass wir nur im Prozess sind, ein gemeinsames Leben aufzubauen. Er bittet uns, kurz zu warten, er muss mit den Leuten, die ich gerade vor dem Flugzeug angelogen habe, Rücksprache halten. Ich befürchte alles. Und zugleich gehen in solchen Momenten präzise umgrenzte Überlegungen los. Was ich bei der Ehe-Lüge verschweige, ist wohl die opportunistische Seite des modernen Beziehungslebens. Mein schlechter Charakter als eine, die die Ideologie des Präkariats verinnerlicht hat, die den Opportunismus beschönigt, der mit diesem Leben einhergeht? Sich mit einem Schlag einem Menschen oder einer Firma zu verschreiben, erregt in mir Ekel und Angst, ich kann mich dazu nicht überwinden. Dafür ein völlig ungesichertes Hüpfen von Job zu Job, generelle Quatschwilligkeit, Verfügbarkeit. Was ich für unnötige Reisen zu unnötigen Poesiefestivals hinter mir habe! Die Reisebeschränkung trifft mich zu einem Zeitpunkt, wo mir seit ein paar Jahren klar wird, dass ich Ernsthafteres nicht wirklich bewältigen kann, wenn ich, mit Wohnsitz in zwei Hockbüdchen, im Wochen- oder Monatstakt zu irgendwelchen komischen Poesiefestivals herumjette.

Der Grenzbeamte kommt zurück und sagt uns gültig, dass wir uns schleichen sollen. Also er lässt uns herein.

Wir sind in der EU.

Durchs gespenstische Tegel irren wir, die angeschriebenen Flüge sind zu drei Viertel abgesagt, aber unserer um 14:35 nach Wien soll noch gehen. Die drei Stunden bis dahin verbringen wir auf diesem runden Grasplatz, über dem ein Riesenplakat im Ukiyo-E-Stil den Flughafen als zukünftiges Wohnparadies anpreist – falls der BER einmal beendet fertig sein wird. Vögel zwitschern, Ameisen krabbeln über meine Finger. Takashi spielt ein wenig Gitarre und schläft. A. und E. kommen, um uns zu treffen mit meiner druckfrischen Übersetzung von Mary MacLane und Kleidern von Takashi, die ich gegen die Bücher tausche, die ich nicht akut brauche. Plötzlich kann man meinen Koffer heben. Wir stehen, verhüllt und auf Abstand, fröhlich im stillen Licht. Abschied – bis wann?

Zwei Spatzen im Terminal D und noch mehr einander anschlappende Pärchen. Wie viele Paare tragen wohl Krisen aneinander aus?! Ein leerer AUA-Flug, der in mein Gedächtnis als einer der schönsten Flüge überhaupt eingeht. Glas klarer Himmel, Berlin wie ein 3D-Modell im Stadtmuseum, die Britzer Wohnsiedlungen crisp, alles das Herz so quetschend. Was ist dort Akropolis? fragt Takashi und ich muss antworten: Atomkraftwerk. Der Propellerflieger summt über Dörfer – Rund-, Streu- und Zeilendörfer, wie es in Rosmarie Waldrops Roman „Das Taschentuch von Pippins Tochter“ heißt, dessen Übersetzung ich jetzt dann fertigstellen muss – über Deutschlands, Polens und Tschechiens Braunkohlereviere. Wie offensichtlich es von oben aussieht – dass man keine Scham empfindet! Ein Loch, daneben eine Fabrik, wo das Zeug verheizt wird. So verletzlich auch in dem Sinn, dass es offensichtlich endlich ist.

Nava Ebrahimi

23. März 2020

Die kalten Füße, wenn mein jüngerer Sohn im Morgengrauen zu mir unter die Daunendecke schlüpft; sollte ich in zehn oder zwanzig Jahren an diese Zeit zurückdenken, dann werde ich mich an diese Füße auf meiner warmen Haut erinnern...

...so sollte mein zweiter Tagebucheintrag beginnen, formal angelehnt an den ersten, und überhaupt, alle meine Tagebucheinträge könnten so beginnen, dachte ich mir heute Nachmittag noch, mit einem sinnlichen Eindruck, der dann eine Brücke schlägt zu existenziellen Fragen, zu welcher genau, das hätte ich mir noch überlegen müssen, aber in Zeiten wie diesen ziehen die existenziellen Fragen ja regelmäßig wie beim Running Sushi an einem vorbei, da hätte ich mir schon noch rechtzeitig eine herausgegriffen. Am Ende wäre ein netter Text herausgekommen, der meinen Alltag hier auf der Hütte ästhetisiert hätte, ein wenig Idylle, trügerisch natürlich, ein wenig Bedrohung, Details für das große Ganze.

Aber dann war mir doch nicht danach. Oder genauer: Ich habe es nicht zustande gebracht. Ich bin derzeit nicht in der Lage, etwas zu erschaffen. Meine Gedanken sind so unstrukturiert wie meine Tage, so unartig wie meine Kinder. Sie sind launisch, halten nie still, laufen weg, streiten ohne Ende, verpetzen einander, überfallen mich in den unpassendsten Momenten. Schlafen nachmittags ein, liegen abends wach. Essen nie auf, wollen aber den ganzen Tag verköstigt werden.

Jetzt ist es 21.30 Uhr, in zweieinhalb Stunden muss ich diesen Text abgeben, ich trage noch immer meinen Pyjama, in dem ich am Nachmittag übrigens auch Schlitten fahren war, und ich esse eine Tüte Chips, weil ich das Abendessen heute ausfallen ließ, wobei das Wort „Abendessen“ schon fremdartig klingt in meinen Ohren. Die Hoffnung auf Besinnung und Entschleunigung habe ich zu Beginn der zweiten Woche Ausgangssperre bereits aufgegeben. Und obwohl jeder weiß, wie wichtig ein geregelter Tagesablauf in Krisenzeiten ist, kriege ich nicht einmal das hin. Ich habe außerdem noch kein einziges Mal Yoga gemacht, keine einzige von den unzähligen Bastelideen mit den Kindern ausprobiert, weder gegärtnert noch musiziert, noch nicht einmal die Hütte auf Vordermann gebracht. Ich lasse sogar die Spinnen in ihren Netzen sitzen anstatt sie wegzusaugen, dabei war das früher immer die erste Handlung, wenn ich die Hütte betrat. Doch jetzt bin ich selbst dazu zu träge, und außerdem fällt mir einfach nicht mehr ein, weshalb wir hier ein Aufenthaltsrecht besitzen sollten und die Spinnen nicht.

Und ich hänge viel zu viel am Smartphone, denn ich vermisse meine Freundinnen und Freunde, mir fehlen Menschen, ich brauche sie offenbar dringender, als mir bewusst war, ich brauche Nachbarn, Spielplatzbekanntschaften, Supermarktkassiererinnen, die Bedienungen in meinen Lieblingscafés, Postboten, Straßenkehrer. Ich brauche die Stadt. Auch in Zeiten von Corona empfinde ich die Nähe und den Lärm fremder Menschen als beruhigend, als sinnstiftend geradezu.

Heute Morgen schlüpfte also mein jüngerer Sohn mit kalten Füßen zu mir unter die Daunendecke. Er schläft hier nachts unruhiger, wälzt sich herum und deckt sich ab. Und er träumt viel. „Ich habe geträumt, ich war mit der Oma in der Stadt und wir haben Pizza gegessen“, sagte er, bevor er wieder einnickte. Ich blieb wach. Der Satz hallte in mir nach wie ein Echo aus einer anderen Zeit. Wie schnell das alte Leben, die Routine aller Tage, verblasste. In die Stadt gehen, Oma treffen, Pizza essen, das alles erschien mir in diesem Moment unerreichbar. Ich war gerührt von den Worten, die mein Sohn schlaftrunken von sich gegeben hatte, und ich befürchtete schon, ich könnte in Selbstmitleid abgleiten, doch stattdessen nahm ich es hin. Ich nahm hin, dass alles war, wie es war. Ist, wie es ist. Und so nehme ich auch hin, dass ich daran gescheitert bin, die erste Woche der Ausgangssperre optimal zu nutzen. Ein kleiner Erfolg.

Valerie Fritsch: Coronatagebücher 2

20. März 2020

Die Weltzäsur ist sonnig, voller Prachtstage, an denen man nicht teilnehmen soll, ein großer schöner Frühling, von dem man fürchtet, er würde wieder verschwinden, wenn niemand hinausläuft, um ihn anzustaunen. Er herrscht nicht, ihm fehlen die Untertanen und Knechte in diesen Tagen. Der blauste Himmel gehört niemandem. Die Magnolien bersten ungeschaut, erstarrte Explosionen in den Vorgärten. Die Straßen verlieren die Menschen an die Häuser. Heldentum durch Neobiedermeier und Unterlassung. Übungen der Abwesenheit. Nur die Wettermoderatoren in den Fernsehstudios blühen mit den ersten Blumen

auf, es ist ihre Stunde, sie geben inbrünstig die Schausteller der Normalität, sie preisen eine verschlossene Welt an, gehören zu den wenigen, die mit ihren Vorhersagen Recht behalten, auf deren Prophezeiungen man sich verlassen kann. Und wie sie lachen.

Manche sind im Widerstand. Vielen Joggern, die plötzlich in der Stadt auftauchen, sieht man an, dass sie noch nie gelaufen sind, nirgendwo hin, je. Menschen, die niemals freiwillig das Haus verlassen, folgen dem Zwang spazieren zu gehen, leiden an bürgerlicher Wanderlust, pilgern gediegenen Schrittes durch die Seuche, atmen schwer und klopfen sich auf die Schulter, weil sie so viel an sich selbst denken. Anarchieunverdächtig: Es ist jener Reflex zum Ungehorsam, der nur für das Angenehme, das, das einem bitte zusteht, gilt.

In China werden Porträts von Ärzten und Helfern auf Häuser projiziert, mit einem Mal sind die Städte voll von Wolkenkratzern mit Gesichtern, Busse, Bürogebäude und Einkaufszentren haben Augen, und auf den Bildschirmen flimmern einem jene entgegen, die man mit Mundschutz und Maske vorher gar nicht erkannt hat. Die Stadt vermenschlicht auf absurde Art und Weise, es ist so rührend, wie es unangenehm ist.

Ich habe in diesen Tagen nicht mehr oder weniger Buchstaben übrig als sonst. Und man kann beruhigt oder beunruhigt sein: Alle schreiben über die Welt, noch mehr als alle über sich selbst. Was soll man da sagen.

Monika Helfer

22.3.20

Heute sagt mir mein Mann, er finde es riskant, im Rundfunk in ein Mikro zu sprechen, in das weiß Gott wie viele vorher schon hineingespuckt haben. Wie soll ich denn sonst meine Aufnahme machen, frage ich. Am Telefon sagt er, das ist kein Problem.

Gestern im Supermarkt habe ich einen Bund Schnittlauch gekauft, war dringend für die Salatsauce, da sagte ein Mann hinter mir, wauhh, ein Hamsterkauf.

Meine Gewohnheit, seit dreißig Jahren, jeden Tag auf den Schlossberg zu gehen – Gehzeit eine gute Stunde – will ich nicht aufgeben. Gestern hieß es, man soll das unterlassen, bis ich kapierte, was gemeint war. Sollte ich abstürzen und müsste geborgen werden, wären Sanitätskräfte von Corona abgezogen.

Heute nehme ich mir vor, im Garten zu arbeiten, alte Blumentöpfe ausmisten, säen, was an Samen noch da ist. Wäre doch schön, wenn es bald blühte. Magnolienblüten öffnen sich.

Man könnte einen Hausputz machen – könnte. Zu allem anderen habe ich Lust. Fensterputzen. Kolumnen schreiben.

Gerade lese ich die Biografie von Elton John. Amüsant, aber mit der Zeit auch fad. Bald weiß ich, was passieren wird. Eine Sucht jagt die andere. Einkaufssucht, Kokainsucht, Sexsucht, alles langweilig, wenn es zum wiederholten Mal geschildert wird – Sucht eben. Einmal ruft eine Tante Elton John an und beklagt ihre Einsamkeit, da schickt ihr der Neffe ein Auto, natürlich mit einer Schleife. Süß fand ich, dass er, als Zeichen seiner Zuneigung, den Namen seines Stiefvaters umdrehte, er hieß Fred und Elton nannte ihn Derf.

Heute kam mir auf meinem Bergspaziergang die Tänzerin entgegen. Ich kenne sie schon lang. Ihr Hund – der hässlichste aus dem Tierheim, den sonst keiner nimmt – ging an ihrer Seite. Ihr Zopf reicht über ihre Hüften, sie ist so mager, dass man die Knöchlein zählen könnte. Sie trägt ein Diadem, manchmal auch Kunstblüten. Sie wohnt in Lindau. Gerade wollte sie mich überschwänglich wie immer begrüßen, ich wich zurück, und sie erschrak. „Aber doch nicht wir“, sagte sie aus der Entfernung, „wir haben doch unsere Aura.“ Sie will Corona nicht wahrhaben, aber sie akzeptiert die Distanz. Was wirklich schlimm sei, erzählte sie mir, ein Mädchen sei erstochen worden, zwei Straßen weiter von ihrem Asyl. Aber das ist nicht interessant, nur das Virus zählt. Die Tänzerin hat keine Wohnung mehr, lebt einmal da und einmal dort.

Die Obdachlosen sitzen mit ihren Hunden am See und das Virus kümmert sie nicht. Kann sein, dass sie von Polizisten auseinandergetrieben werden, dann warten sie, bis sie verschwunden sind, und sammeln sich wieder.

Yoga, auch eine Möglichkeit, den Tag zu verkürzen. Wenn nicht das meiste so anstrengend wäre. Am liebsten würde ich den ganzen Tag im Bett verbringen. Mit meinem Mann.

Lucia Leidenfrost: Corona Tagebuch (Teil 2)

16.03.2020

Es ist Montag. Diese Woche noch sollen auch in Baden-Württemberg die Geschäfte schließen. Ich bestelle schnell zwei Neuerscheinungen vom Frühjahr bei meinem Buchhändler. Er schreibt sofort zurück: Die beiden Bücher sind vorrätig, ich kann kommen. Ich soll nicht raus, ich soll noch bis Sonntag warten.

Eine Freundin schreibt mir, dass sie Fieber und Husten hat. Wir haben uns vor einer Woche das letzte Mal gesehen, haben uns umarmt (nach einigem Zögern doch), gemeinsam in ihrer Küche gegessen. Ihre Vorerkrankung wird bei Corona immer genannt. Sie hat eine kleine Tochter, etwas älter als meine.

17.03.2020

Es ist Dienstagvormittag. Ich öffne das Fenster und schaue hinaus in die Straße. Fast überall stehen die Fenster offen, Kinder höre ich und Autos und einen Hund bellen und ist das die Müllabfuhr? Ich und meine Tochter zählen die Tauben, das heißt, ich zähle, sie schaut und zeigt: „Dadada“. Wir versuchen, auf den Bäumen, die wir vom Fenster gerade so sehen können, Nester zu finden. Eine Taube sitzt auf dem Rauchfang gegenüber und gurr. Geht das Leben da draußen wirklich ganz normal weiter?

Ich bekomme kaum noch E-Mails. Mein Handy blinkt trotzdem ständig. Statt Mails werden mir täglich mindestens zehn Freundschaftsanfragen gestellt. Homeoffice, sage ich mir und öffne meine Homepage. Ich betitle alle meine Lesungen bis Mitte April mit ABGESAGT.

Es ist immer noch Dienstag. Ich habe geschlafen, ich öffne zuerst Nachrichtenseiten, Twitter, Facebook. Es wird sich etwas ergeben, heißt es von der Kulturseite, Grenzsicherungen werden von der Politik diskutiert. Meine Mutter

schreibt mir, dass sie meinen Vater von den Maßnahmen erst noch überzeugen muss.

19.03.2020

Es ist Donnerstag. Ich lese nur mehr von steigenden Infiziertenzahlen, steigenden Todesfällen, steigenden Kurven, Flachhalteparolen. Ich glaube, die Leute denken, dass die Welt wartet, bis die Pandemie vorbei ist.

20.03.2020

Freitag. Ich gebe in die Suchmaschine *Corona* ein. Die heilige Corona ist Schutzpatronin gegen Seuchen. Ich starre eine Zeit lang auf den Bildschirm, dann klappe ich den Laptop zu.

21.03.2020

Welttag der Poesie. Ich will jetzt sofort ins Café um die Ecke, etwas Warmes trinken und Rübli torte essen.

Immer noch Samstag. Wir haben unsere Tochter nach dem allabendlichen Kirchenläuten ins Bett gebracht. Es ist unheimlich. Das Läuten um sieben Uhr abends, jeden Abend, die leeren Straßen, in ganz Deutschland. Die Glocken sollen eigentlich zeigen, dass die Kirchen noch da sind für die Menschen. Aber die Kirchen sind zugesperrt. Es ist nicht so, dass ich oft dorthin gegangen wäre. Der Gedanke fehlt vielleicht oder das Wissen, dass sich da jeden Sonntag Menschen treffen. Wir erodieren.

22.03.2020

Sonntag. Meine Quarantäne nach der Österreichreise endet heute. Wir gehen hinaus. Es regnet. Wir wissen nicht, wie oft wir noch raus dürfen. Wir sehen die Absperrungen, fragen uns, warum sie neben den Wegen stehen, nehmen unsere gewohnten Abzweigungen. Ein Polizeiauto fährt auf der Straße. Die Polizisten winken uns ans Fenster. Wir halten Abstand. Dort unten sei es verboten, sagen sie. Wir sagen, dass wir die Absperrung neben den Wegen schon gesehen hätten, aber gedacht hätten, dass wir die Wege benutzen dürften. Wir fragen, wo wir dürfen. Hier oben auf der Straße gehe es schon, sagen sie, aber die Wiesen und Wege dort unten seien gesperrt. Bei dem Wetter gestern wären da ja alle gewesen. Jetzt sei es eben untersagt. In unserer Wohnung wieder angekommen, sind wir alle drei durchnässt und frösteln.

Ich telefoniere mit meiner kranken Freundin. Fieber hat sie noch, berichtet sie, aber das Kind und der Mann sind schon wieder gesund. „Wie ist es denn für dich als Freischaffende“, fragt sie und ich weiß nicht, wo ich anfangen soll und erzähle stattdessen von den Tagebüchern, vom Joggen, davon, dass die Omas und Opas mit der Tochter durch Videotelefonie Bücher anschauen können. Sie schickt mir nach dem Telefonat ein Video ihrer Mutter, die ihrer Tochter eine Gute-Nacht-Geschichte vorliest, obwohl sie nur fünfhundert Meter voneinander entfernt wohnen.

Christian Mähr: Corona-Tagebuch: 2

22.3.2020

Die Isolationsmaßnahmen treffen mich nicht, seit vielen Jahren gehöre ich zur Gilde der Stubenhocker. Davor war es die Gilde der Wirtshaushocker, danach wurde *social distancing* der gewohnte Lebensstil. Um diese Zeit, Ende der siebziger Jahre, muss auch mein Besuch in einer Diskothek stattgefunden haben, in Innsbruck in der Nähe der Sill, das weiß ich noch, und dass ich mitgegangen bin, weil meine Freundin unbedingt wollte. Es blieb der einzige Besuch, noch heute erfüllt mich warme Dankbarkeit, wenn ich daran zurückdenke. Es hat ihr nämlich nicht gefallen, damit war das Kapitel Diskothek für uns abgeschlossen.

Aus Tirol hörte man in der verflossenen Woche Übles. Real gewordene Piefke-Saga des Felix Mitterer, nur halt mit Isländern(!) statt Piefkes. Einen Namen wie „Kitzloch“ für ein Lokal kann man gar nicht erfinden, da bleibt der Dichter stumm. Schweden soll es auch getroffen haben, von Briten hat man nichts gelesen, wird vielleicht noch. In derselben Gegend der Sportarztschikurs – ich frage mich, warum sie das „Kongress“ nennen, wenn es ums bezahlte Schifahren geht. Bezahlt von wem? Darüber hab ich nichts gelesen. Wenn die Krise vorbei ist, wird sich im Investigativjournalismus ein gewaltiger Berg Unerledigtes aufgetürmt haben ... aber kann sein, dass ich zu negativ bin. Liegt beim Thema Schifahren daran, dass es bei mir eine Weile her ist. Ja, auch ich fuhr

Schi! Heute glaubt mir das keiner. Josef Klaus war Bundeskanzler, Franz Jonas Präsident. Computer gab es keine, das hieß „Elektronengehirn“, zu dieser Zeit kam der PDP-8 heraus, der war so groß wie ein Schrank. Gesehen hab ich natürlich nie einen.

Die Schi waren aus Holz, wo meine geblieben sind, ist mir entfallen, ich hab sie nach dem Schikurs nie mehr gebraucht. Und im Schikurs war ich dreimal hintereinander in Gruppe 4. Das hat mich nicht gestört, wichtig war das *Après-Ski* im Heim in Lech-Stubenbach (momentan unter Quarantäne); wir durften nach dem Abendessen bis zehn (oder elf?) aufbleiben und Karten spielen. Es gab auch einen „bunten Abend“ mit Gesellschaftsspielen, Michael Köhlmeier sang und spielte Luftgitarre – oder war da ein Plattenspieler? Keine Ahnung, das wäre dann ja Karaoke gewesen, ein noch unbekannter Begriff. Wie komm ich jetzt da drauf? Ach ja, Corona und Schifahren. Man muss zugeben: wir hätten uns nach dem Schifahren auch angesteckt. Auch ohne Alkohol. Keine soziale Distanz.

Zurück ins heute: Viel Ärger beim Fernsehen. Die K. u. K.-Hofräte *Hinsichtl* und *Rücksichtl* sind in Deutschland wiederauferstanden; sie heißen jetzt wahrscheinlich anders, sorgen aber in verschiedener Verkleidung für verzögerndes Kompetenzgerangel und endloses Gerede. Eine Grafik der Fallzahlen wurde präsentiert. Eingetragen Italien, Deutschland und Südkorea. Die ersten beiden zeigen die typische stramm aufwärts führende Kurve der Exponentialfunktion, die deutsche nur parallel verschoben, um zwei Wochen oder so, man hätte die Kurven übereinanderlegen können. Das wurde aber nicht diskutiert. Vor allem nicht der Umstand, dass Deutschland nach dieser Grafik mit Vollgas in die italienische Katastrophe fährt, ein bisschen später halt. Und die südkoreanische Kurve? Das wär der schöne sigmoide Verlauf der logistischen Funktion aus dem Lehrbuch; das ist die Kurve, die sozusagen „die Kurve kriegt“ und nach rechts, auf die Zukunft hin abflacht.

Am Abend die anderen Beiträge dieser Reihe durchgelesen. Große Verwunderung, werde ich nächstens erläutern. Fazit: Biographische Fakten sind normativer, als ich gedacht hatte. Ich bin der Älteste der Truppe, das merkt man, und ich merke es selber. *Salvete!*

Robert Pfaller

2020 03 15 Sonntag

Der ORF-Kulturmontag, die Austria Presse Agentur (APA) und ein Buchverlag haben bei mir angefragt und mich um eine Stellungnahme zur Coronakrise und zu den massiven staatlichen Regulierungsmaßnahmen gebeten. Denn sie wissen, dass ich in der Vergangenheit des Öfteren staatliche oder EU-regulierte Bevormundungspolitik in Fragen von Gesundheit und Sicherheit kritisiert habe.

Meine These damals war, dass die akribischen und äußerst aufwändigen Maßnahmen im Kleinen (z. B. die EU-weiten Schockbildwarnungen auf den Tabakwaren oder auch die demütigenden und oft lächerlichen Sicherheitskontrollen auf Flughäfen) von der Untätigkeit von EU und staatlichen Verantwortungsträgern in Bezug auf die großen, entscheidenden Fragen ablenken sollen: vom Versäumnis einer Regulierung der Finanzmärkte (deren Verwerfungen Millionen Menschen in Europa arbeits- und obdachlos gemacht hatten); Versäumnis von Maßnahmen in der Sozial- und Ökologiepolitik etc.

Pseudopolitik ist, wenn die entscheidenden staatlichen oder transnationalen Institutionen bei entscheidenden Fragen inaktiv verharren, aber dafür in unbedeutenden Fragen hyperaktiv werden – wobei sie dann Dinge vorschreiben und regeln, die erwachsene Individuen sehr gut selbst hätten regeln können. Ein typisches Symptom von Pseudopolitik ist ihr bevormundender Charakter.

Ich möchte meine Thesen zur Pseudopolitik aber nicht im Licht der aktuellen Situation interpretiert sehen. Die Maßnahmen gegen die Ausbreitung des Coronavirus scheinen mir nicht von derselben Art zu sein wie die gesundheitsreligiösen Rauchwarnungen oder die sicherheitspanischen Schikanen. Ich habe beim ORF Kulturmontag und beim Buchverlag abgesagt.

Es kann ja sein, dass im Moment niemand genau weiß, ob die Maßnahmen wirklich notwendig und wirksam sind. Aber vielleicht muss man hier im Zweifel entscheiden.

Wenn die Maßnahmen verfehlt sind, dann, so scheint mir, aufgrund mangelhaften Wissensstandes der Entscheidungsträger. Aber sie erscheinen mir weder

als Ablenkungsversuch noch als Bevormundungspolitik. Denn das sind Fragen, die die Individuen nicht für sich alleine entscheiden können.

2020 03 16 Montag

Der APA gegenüber kann ich im Interview versuchen zu erklären, warum ich zur Coronakrise wenig zu sagen habe. Ich weiß darüber ja nicht mehr als andere.

Allerdings bestehen ja genau darin die philosophischen Herausforderungen: zu versuchen, klug zu denken in einer Situation, in der man wenig Chancen hat, zu besserem Wissen zu kommen.

Zwei Dinge scheinen mir wichtig:

(1) Die aktuellen Maßnahmen als Vorkehrungen im Zweifel aufzufassen. Also weder in **Gesundheitspanik** noch in **Totalitarismuspanik** zu verfallen.

Der Ausnahmezustand ist nicht per se das Ende der Demokratie. Er muss nur auch ein Ende haben können.

Klug erscheint mir die Frage, die Slavoj Žižek – in Erwiderung auf Giorgio Agambens Totalitarismusreflex – gestellt hat:

"Warum sollte staatliche Macht daran interessiert sein, eine derartige Panik zu fördern, die mit Misstrauen gegenüber der Staatsmacht einhergeht und zudem die reibungslose Reproduktion des Kapitals stört?"

<https://www.nzz.ch/feuilleton/coronavirus-der-mensch-wird-nie-mehr-der-selbe-gewesen-sein-ld.1546253>

(2) Eine Katastrophe sind die aktuellen Maßnahmen für alle Kunstschaffenden, Psychotherapeuten, Freiberufler, EPU's etc. Die haben gigantische Verdienstaussfälle.

Und was tut die österreichische Bundesregierung? – Ausgerechnet im Augenblick der Pandemie hebt sie das alte Pandemiegesetz auf, das die Entschädigung aller von staatlichen Vorkehrungen Geschädigten vorgesehen hatte! Das ist wirklich fahrlässig.

2020 03 17 Dienstag

Erfrischend immerhin zu sehen, dass der Staat handeln kann, wenn er will! Das waren wir in den letzten Jahrzehnten ja nicht mehr von ihm gewohnt.

Anstatt in den staatlichen Maßnahmen jetzt sofort die kommende Diktatur zu wittern, sollte man sich vielleicht lieber fragen, warum ein Staat, der offensichtlich so entschieden handeln kann, es in anderen Fällen (Finanzmarktkrise, Ökokrise) nicht getan hat oder tut.

Richtig, klug und besonnen erscheint mir diesbezüglich die Stellungnahme von Richard David Precht: <https://www.youtube.com/watch?v=dbYfVuifHic>
 Precht scheint darüber hinaus Zweifel zu haben, ob die Gefährlichkeit des Virus nicht überschätzt wird.

Offenbar sind die wissenschaftlichen Grundlagen für die aktuellen Maßnahmen sehr fragwürdig und dürftig.

Könnte es sich auch um einen Fake oder um einen gewaltigen Irrtum handeln? Siehe dazu die Stellungnahmen des Immunologen Wolfgang Wodarg:

<https://www.youtube.com/watch?v=WhJB8xjaSrw>

<https://www.youtube.com/watch?v=XnlT3rPNUp0>

Und wenn ja, wem würde dies nützen?

Ich tröste mich vorerst mit dem Gedanken, dass es besser sein kann, einmal zu oft vorsichtig gewesen zu sein als einmal zu wenig.

2020 03 18 Mittwoch

Die PR-Abteilung meiner Universität (Kunstuniversität Linz) hat alle Universitätsangehörigen um Fotos ihrer aktuellen home office-Situation gebeten.

Ich dachte mir, es ist ja schließlich eine Kunstuniversität. Vielleicht ist da etwas leicht Augenzwinkerndes angebracht. Also habe ich ein paar der zufällig vorhandenen Gegenstände versammelt, um eine (gebrochene) Erinnerung an die Ikonographien bestimmter Renaissanceporträts herzustellen: Jener Darstellungen von gelehrten Fürsten in ihren Studios, mit ihren wunderkammerartigen Objekten wie Totenköpfen, Tierpranken, Mikroskopen, seltenen Büchern, Bildern etc. So hoffte ich auch, die Peinlichkeit einer home story umschiffen zu können. An dem Tisch habe ich übrigens noch nie zuvor gearbeitet. Vielleicht werde ich es in Zukunft aber tun. Er ist gar nicht schlecht.



2020 03 19 Donnerstag

In meinem Freundeskreis werden seit einiger Zeit Filmtipps zu Quarantänensituationen versendet. Ich beginne eine Liste anzulegen:

Die Pest. GB/Fra/Arg 1992, R: Luis Puenzo.

Das große Fressen. Fra/Ita 1973, R: Marco Ferreri.

Die 120 Tage von Sodom. Ita 1976, R: Pier Paolo Pasolini.

Huis clos. (Geschlossene Gesellschaft). Fra 1954, R: Jacqueline Audry.

Am Rande des Rollfelds (La Jetée). Frankreich 1962, R: Chris Marker.

Twelve Monkeys. USA 1995, R: Terry Giliam.

Lifeboat (Das Rettungsboot). USA 1944, R: Alfred Hitchcock.

(To be continued)

2020 03 20 Freitag

Gestern oder heute habe ich in der Corona-Debatte zum ersten Mal den Begriff "Herdenimmunität" gelesen. Kann es sein, dass dies das erste Anzeichen dafür ist, dass die Entscheidungsträger anfangen zurückzurudern?

Falls man sich verschätzt haben sollte, und das Virus doch bei weitem nicht so gefährlich ist, wie ursprünglich behauptet wurde, dann bräuchte man jetzt eine Erklärung dafür, warum jetzt alles wieder vorbei ist und man die Isolierungsmaßnahmen beenden kann, ohne dass es einen Impfstoff oder eine Therapiemethode gibt.

2020 03 21 Samstag

Vielleicht muss von der virologischen Forschung jetzt nicht so sehr ein Impfstoff gefunden werden, sondern vielmehr irgendeine Erklärung, die es ermöglicht, den Ausnahmezustand zu beenden, ohne dass zu viele Leute ihr Gesicht verlieren.

2020 03 22 Sonntag

Hat eigentlich irgendjemand verstanden, warum die Krise in China jetzt überstanden sein soll?

Mehr noch als das Horten bestimmter Waren kann wohl das Sammeln von Fragen in diesen Tagen nützlich und außerdem ein erfreulicher Zeitvertreib sein. Mir gefällt zum Beispiel die Liste von SWISS PROPAGANDA RESEARCH <https://swprs.org/corona-medien-propaganda/>

Man beobachte etwa:

Welche Medien zählen bloß testpositive Fall- und Todeszahlen hoch, ohne zu fragen, woran diese Personen denn erkrankt oder gestorben sind?

Welche Medien bringen Schlagzeilen wie »21-jähriger Fußballtrainer stirbt an Coronavirus«, und erwähnen erst im letzten Satz, dass er eine unerkannte Leukämie hatte?

Welche Medien thematisieren die Frage der sogenannten Übersterblichkeit, die noch immer in allen Ländern und Altersgruppen im Normalbereich oder darunter liegt?

Welche Medien fragen, wie viele Intensivpatienten mit einer unerwarteten Lungenentzündung hinzukommen und was deren Alters- und Gesundheitsprofil ist?

Welche Medien bevorzugen angsteinflößende Bilder von Viren, Schutzanzügen und Särgen, statt konkrete Daten, Fakten und Hintergründe?

Welche Medien besprechen die bekannten Probleme mit Virentests im Allgemeinen und die fehlende klinische Validierung des aktuell verwendeten Tests im Besonderen?

Welche Medien beleuchten die problematische Rolle, die die WHO in früheren Fällen spielte?

Welche Medien versuchen einen politischen oder geopolitischen Spin einzubringen?

Welche Medien sprechen *noch immer* von »Biowaffen«, obschon dieses Szenario angesichts von kaum spektakulären Sterberaten und Sterbeprofilen längst ausgeschlossen werden kann?

Ich werde diese Liste in meine Sammlung von Fragensammlungen aufnehmen. Meine bisherigen Prunkstücke:

David Fischli/Peter Weiss: Findet mich das Glück? Köln: König, 2002

Hjavalova, Maria/ Winder, Jill (eds.): World Question Center (Reloaded). Utrecht und Frankfurt/M.: BAK und Revolver, 2005

Max Frisch: Fragebogen. Tagebuch 1966-1971, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1992

Aron Ronald Bodenheimer: Warum? Von der Obszönität des Fragens, Stuttgart: Reclam, 1984

Stock, Gregory: The Book of Questions. New York, NY: Workman Publ., 1987

Benjamin Quaderer: Corona Woche 2

19.03.20

Der Postbote schreit, als er mich im Hausflur auftauchen sieht. Ob denn niemand seine verflochtene Gegensprechanlage bedienen könne. Die ist kaputt, will ich sagen, tut mir Lei- Wie ich hieße. Ich nenne ihm meinen Namen. In die Haustür geklemmt geht er die Briefe und Pakete durch, die sich in seiner Tasche befinden. „Hier“, ruft er, und hält ein Päckchen hoch. Ich komme vorsichtig näher, worauf er „wegbleiben“ schreit, „bleib von mir weg“. Er fasst das Päckchen ganz am hinteren Rand an, und gibt mir mit der anderen Hand ein Zeichen, so viel Abstand zu ihm zu halten wie möglich. Wir krümmen uns einander entgegen, bis ich das Päckchen zu greifen kriege, dann mache ich schnell ein paar Schritte zurück. „Hau ab“, ruft er dann, und wie ich die Treppen hoch zurück in die Wohnung gehe, bin ich beleidigt, dass der Postbote mich wie ein Stück Atommüll behandelt, und schäme mich noch im selben Moment beleidigt zu sein, er muss ja draußen sein und nicht ich.

20.03.20

Ist das Tempelhofer Feld wirklich so voll wie gewohnt? Das Komische ist, dass ich die Pandemie nicht bemerke, wo ich sie zu bemerken erwartet hätte. Ich habe mir leere Straßen vorgestellt, leere Parks. Ich habe mir vorgestellt, dass man nach Öffnen des Fensters nichts hört. Das Komische ist, dass es so laut ist wie immer.

21.03.20

Ich habe angefangen die Bibel zu lesen. Entweder ist jetzt ein sehr guter Zeitpunkt dafür oder ein sehr schlechter. Ich komme nur langsam voran, Gott hat die Welt erschaffen, da sind Adam und Eva, der Baum der Erkenntnis, die

Schlange, das war's mit dem Paradies, der Schmerz kommt in die Welt, Scham, Arbeit, Krankheit, Kain erschlägt Abel (oder erschlägt Abel Kain?), und in dem Moment, in dem Gott Noah empfiehlt eine Arche zu bauen, höre ich Bodo Ramelow in den Nachrichten sagen, er bete zum lieben Gott, dass es regnet, dass es den ganzen Tag regnet.

22.03.20

Gestern, als wir auf unsere Balkone gegangen sind, um zu klatschen, dachte ich im ersten Moment, es gehe darum, sich gegenseitig zuzuapplaudieren, weil alle drinnen geblieben sind.

23.03.20

Meine Freundin hat in drei Tagen Geburtstag. Ich weiß nicht, was ich ihr schenken soll. Bis auf Supermärkte und Apotheken sind alle Geschäfte geschlossen, online zu bestellen wird zeitlich zu knapp, und basteln, basteln kann ich einerseits nicht, andererseits besteht die Gefahr, dass die, für die ich basteln würde, mich beim Basteln überrascht, denn seit Corona sind wir beide zuhause. Ihr Home office ist das Wohnzimmer, mein Home office ist die Küche. Home office ist der schlimmste Begriff der Welt.

Ich habe überlegt, wenigstens einen Kuchen zu backen. In den Supermärkten ist das Mehl ausverkauft. Ich frage einen Mann, der dabei ist, ein Regal einzuräumen, wofür die Leute so viel Mehl benötigen würden. Er zuckt mit den Schultern. Gestern habe er eine Dame gesehen, die eine Palette voll Gemüsebrühe mitgenommen habe. Eine ganze Palette. Ich lache ein bisschen, der Mann lacht ein bisschen zurück. Mein Handy vibriert. Ein Freund fragt auf Telegram, wo man in Neukölln Klopapier kaufen könne. Ich erzähle dem Supermarktmitarbeiter davon, worauf er mich anschaut und sagt, warte einen Moment. Ich warte einen Moment, sehe ihn ins Lager verschwinden, und als er wieder zurückkehrt, tut er das mit einer Packung Klopapier in der Hand.

Auf dem Nachhauseweg habe ich Angst überfallen zu werden. Acht Rollen Klopapier, Luxusgut. Vielleicht kann ich sie mit meinem Freund gegen Mehl tauschen.

Julya Rabinowich: Corona Tagebuch

23.3.2020

Eine Woche ist um, ich bin immer noch allein in meiner Wohnung. Ich vermisse meine Freundinnen, ich vermisse mein Kind und meine Verwandten, die Bremsspuren in der Brust werden tiefer. Die Stadt schläft, das Gemeinsame schläft und das Leben. Das Flüchtlingskind in mir aber erwacht und hebt sein Haupt und verlautbart: WTF, schon wieder diese Ungewissheit, verdammte Scheiße. Und ich sage: Wir überstehen auch das. Beruhig dich und geh endlich wieder schlafen. Es ist schon spät. Noch ist es kein Alptraum, und ich tröste mich damit, dass es gut so ist.

Ich decke den Tisch festlich auf, Bunzlauer Keramik mit weißen Tupfen, und hänge ausgeblasene bunte Eier auf Weidenzweige. Eine Festtafel. Das alles bleibt jetzt auf schöner Blaudrucktischdecke genau so im Wohnzimmer stehen, bis wir uns alle wiedersehen, eine Erinnerung an das Zusammensein und ein Versprechen. Jeden Tag gehe ich an dem vollgedeckten Tisch vorbei, er hat etwas Märchenhaftes, und auch etwas Bedrohliches, aber dieses Gefühl lasse ich nur selten zu. Die Einsamkeit ist nichts, was ich schätze, aber ich kann gut arbeiten, wenn ich allein bin. Und: ich bin nicht ganz vereinsamt. Der Hund durchbricht die Schallgrenze sowieso, der Hund durchbricht jede Mauer, die ums Menschenherz gelegt wurde, sorgfältig, er würde sogar die Reifen um die Brust des eisernen Heinrich bersten lassen. Manche Quarantänekollegen wollten allerdings lieber allein sein als in schlechter Gesellschaft und kommen nun darauf, dass sie jetzt immer noch in schlechter Gesellschaft sind. Die Handys glühen an roten Ohren, der volatile virtuelle Raum dehnt sich aus in neuem Urknall, wir strömen ineinander, körperlose Berührung des Netzes. Ich bin immer noch ruhig. Mein Leben ist so oft Ausnahmezustand gewesen, dass es mir jetzt nicht wunderlich vorkommt. Ich weiß, worauf es jetzt ankommen wird: auf langen Atem, auf liebevolle Umgangsformen, auf Solidarität und Verlässlichkeit. In der Zwischenzeit schreiben die Presse und der Kurier, dass dringend benötigtes medizinisches Material für Italien in Polen und Tschechien konfisziert und an eigene Spitäler verteilt worden ist. Orban nutzt die Ungunst

der Stunde und legt die verbliebenen Reste der Demokratie in seinem Land auf Eis schlafen. Im Spiegel der Eskalation zeigen sich neue Gesichter. Es gilt wohl für Länder das, was auch für einzelne Menschen in Krisenzeiten gilt. Wenn das alles vorbei sein wird, überwunden, überlebt: wie wollen wir danach miteinander umgehen? Dieses Miteinander, das gerade in Einzelinteressen zerfällt, ins Kleinliche, ins Gefährliche.

Du wirst schon sehen, sagt das Flüchtlingskind. Du wirst wieder den Wanderschuh schnüren. Ich weiß es. Ich kenne es. Ich werde es nie vergessen.

Komm, sage ich zu ihm. Ich lese dir eine Gute-Nacht-Geschichte vor.

Angelika Reitzer

(19.3.)

Anstand/Abstand, Zusammenhalten/Distanz, Bleib gesund/Bleib zuhause, Schau auf dich/Schau auf mich ...liest es sich auf den verschiedenen sozialen Kanälen, zeigen Fotos in Zeitungs- oder Fernsehberichten. Fenster- und Balkonkonzerte, weitere/neue Streamingplattformen werden eingerichtet (auch mur.at arbeitet natürlich an einer), ich werde nächste Woche wahrscheinlich auch via Skype oder einem vergleichbaren Programm an der wöchentlichen Pilatesstunde teilnehmen. Wir gehen hinaus, um zu rennen, die Grundlagenausdauer kann jetzt trainiert werden, da alle Läufe abgesagt sind. Das Grundlegende überhaupt. Ich bin ja Schreibende, ich war die letzten fünfzehn Jahre doch auch zumeist daheim, habe erst – nach einem kurzen Intermezzo nach der Geburt meines Sohnes vor über zehn Jahren – vor einem dreiviertel Jahr wieder ein Schreibbüro/Atelier außerhalb der eigenen Wohnung bezogen und war dort doch auch, abgesehen von Kaffeepausen und gemeinsamen Arbeiten mit Antoinette, die meiste Zeit allein. Und doch ist es viel schwieriger, sich zu konzentrieren, klare Gedanken zu fassen. Auf einmal nicht mehr nur finanzielle Existenzsorgen, sondern Fragen, die die Existenz tatsächlich betreffen.

Ich höre mir einen neuen Song von Anja Plaschg/Soap&Skin an, „What’s going on“ von *4 Non Blondes* als Coverversion, wirklich schön gemacht, und

in den Kommentaren darunter schreibt jemand, dass sie immer, wenn sie Songs von Plaschg hört, das Stendhal-Syndrom bekomme, psychosomatische Störungen, Panikattacken, Wahrnehmungsstörungen, Bewusstseinsweiterung – im Wikipedia-Artikel wird dies mit Stendhals erstem Besuch in Italien in Verbindung gebracht und Studien mit hunderten Florenz-BesucherInnen erwähnt: Weil es um die Reizüberflutung durch Schönheit geht? Muss wohl so sein, denn der Kommentar war doch bestimmt als Kompliment, nicht als Beschimpfung oder Bedrohung gemeint. Hm.

Heute wäre der 88. Geburtstag meines Vaters, aber er ist Anfang des Jahres an einer Gehirnblutung gestorben, meine Eltern waren fast 58 Jahre verheiratet, diese Tage verbringt die Witwe, meine Mutter, wohl in einer neuen, anderen Einsamkeit, auch wenn mein Bruder und seine Frau sich um sie kümmern.

(20.3.)

Es ist mir nicht leichtgefallen, mich in den ersten Tagen der Quarantäne, die sich äußerlich ja nicht so sehr unterschied von der Arbeitssituation der letzten fünfzehn Jahre, auf den Roman zu konzentrieren. Arbeit, die ich als meine eigene Assistentin mache, ist da immer leichter, aber außer ein paar (wenigen) Anträgen ist auch hier alles weggefallen, keine Reisen sind zu buchen, auch sonst kaum mehr Organisatorisches. Problem mit der Konzentration durch die äußeren Umstände. Natürlich. Aber der Text, an dem ich arbeite, behandelt eine bestimmte Form der Isolation und der Konfrontation Außenstehender damit – das ist mir viel zu nahe an dem, was mit mir/mit uns gerade geschieht und das war nicht absehbar (war es das wirklich nicht?), dabei gehöre ich weder im realen Leben noch in der Fiktion, die ich (gerade) erschaffe, zur Risikogruppe, weil ich ziemlich gesund und grade noch nicht ganz alt bin, und auch nicht auf der Flucht.

(22.3.)

Der Eintrag von heute ist ins All/die Untiefen des Netzes verschwunden. Was sagt mir das? War die Offenheit über den eigenen Anspruch (was will ich von dieser Zeit der Krise in Erinnerung behalten, wie will ich mich im Nachhinein sehen? Als eine, die wie wahnsinnig am Roman gearbeitet – UND auch etwas weitergebracht hat, die zugleich die paar Projekte weiterbetrieben hat, außer-

dem ziemlich geile neue Sachen entworfen/erfunden, den Sohn in seinen schulischen Bestrebungen unterstützt und darauf geachtet hat, dass alle regelmäßig das Sonnenlicht gesehen haben ...), die heraufdräuende Angst (wie KollegInnen und Bekannte hauptsächlich Socken sortieren, Fenster putzen und so früh wie nie die Steuererklärung abgegeben) und die Realität, die sich scheppernd ins Bewusstsein bringt beim samstäglichen Wegbringen des Altglases (Wein- und Bierflaschen) zu viel des Guten, auch für ein „Tagebuch“? Mag sein.

Wir haben diese Woche das Federballset eingeweiht, das wir in einem Urlaub vor rund zehn Jahren für die Freunde aus Griechenland mit nach Wien genommen haben, als die früher abreisten. Zum Backgammonspielen kommen der Sohn und ich nicht, es gibt weiterhin viel anderes zu tun. Der Sohn wird morgen vierzehn Jahre alt. Wie werde ich ihn danach nennen, das Kind? Ist das noch angebracht? Was für eine Erfahrung macht er jetzt, wie wird sich diese Zeit in seinem Aufwachsen in Erinnerung halten? Natürlich kann ich ihm das Meiste nicht ersetzen, nicht das tägliche Fußballspielen, entweder im Park oder sein Training im Verein, die Matches, nicht das In-die-Schule-Rollern (er sollte hetzen, denke ich mir jedes Mal, wenn ich auf die Uhr schaue und sehe, wie knapp er das Haus verlässt) und das Schlendern nachhause, nicht die Treffen und Auseinandersetzungen mit den Freunden, die Langeweile, obwohl es sowohl in seinen als auch den elterlichen Augen einiges zu tun gäbe, und und und ...

Zwei Stunden Richtung Prater, dann durch den Wald und durch den dritten Bezirk zurück nachhause gelaufen. Der beginnende Frühling zeigt dieses Jahr besonders eindrücklich und in meiner Wahrnehmung auch zum ersten Mal in dieser Deutlichkeit, für wen Goldrausch und Magnolien und Kirschbäume jetzt blühen: Für sich selbst und für uns alle, deren Posts auf Instagram auf einmal sogar sinnvoll sind.

(23.3.)

Den sechsten Geburtstag meines Sohnes verbrachten wir in den USA, er wollte keine Kinder aus dem Kindergarten zu einer kleinen Party einladen, denn „wozu – sie verstehen mich alle nicht“. Eine gute Woche später (es war unsere achte in Ohio) sprach er seinen ersten ganzen Satz auf Englisch, ab da verstän-

digte er sich mit allen, quasi fließend. Seinen vierzehnten Geburtstag verbringt er zwar mit uns und er telefoniert, skypt, whatsappt mit Freunden und Familie. Es ist eine andere Isolation als die von damals – in der Sprache und außerhalb der Verständigung.

Kathrin Röggl

21.3. 2020

Frühlingsbeginn. Ich melde mich aus der Vergangenheit zurück. Das, was ich hier schreibe, wird in fünf Tagen sichtbar sein, also im Paläozoikum der neuen Zeit. Die Halbwertszeit vom Neuigkeitswert liegt bei ca. sechs Stunden. Danach sind die Dinge, die wir aufgeregt phänomenologisch beschreiben, veraltet. Ich komme also nicht durch zu der Gegenwart der Lesenden, bin irgendwie in der Vorzeit zuhause, aus der ich wie hinter dicken Glasscheiben winken kann, während es, kaum dass ich es niedergeschrieben habe, schon heißen kann: „Ha, damals, als wir noch diese Probleme hatten!“ Kein Tagebuch zum Wiederlesen, oder? Dazu kommt der unterschiedliche Status quo des Maßnahmenkatalogs bezogen auf Länder, Kommunen, Staaten. Die Eilmeldung, dass die Bayrische Landesregierung am Freitag eine landesweite Ausgangssperre erhoben hat, erzeugt bei den Österreichern nur ein müdes Gähnen. Wieso regen die sich darüber auf, worauf hoffen die, die in Berlin sitzen eigentlich. Dass eine Ausgangssperre nicht durchsetzbar sein würde? Der Streit am kommenden Wochenende der deutschen Bundesregierung zu dieser Maßnahme wirkt schon drei Tage danach veraltet. Dass Großkonzerne, Flugzeuge verstaatlicht werden, ist eine Neuigkeit, die mich nach drei Jahrzehnten Neoliberalismus gerade eben noch in Schnappatmung versetzt hat, das stärkste Zeichen eines Systemwechsels, und jetzt habe ich die Sache geschluckt und die Diskussion darum erscheint mir sozusagen alltäglich. Anscheinend habe ich mir ein neues Realismusproblem beim Schreiben eingefangen. Ist es nicht so, dass wir uns auch schreibend in einem Bezugsrahmen bewegen? Amitav Gosh hat darauf schon in seiner „großen Verblendung“, seiner poetologischen Reflexion in Zei-

ten des Klimawandels, hingewiesen, denn das, was wir für normal halten, spielt eine grundlegende Rolle im bürgerlichen Roman. Die permanente Verschiebung, der permanente Ausnahmezustand als Alltagsrahmen bereitet uns Schwierigkeiten.

Mit meinem Realismusproblem sitze ich aber erst einmal ganz konkret am Land, was ein zweites Realismusproblem erzeugt. Ist meine Literatur nicht eine Stadtliteratur? Bin ich im Schreiben nicht Städterin durch und durch, auf soziale Kontakte angewiesen, auf Bewegung, Kultur, direktes Gespräch? Sind meine Anfangsschwierigkeiten in diesem Journal das Hin- und Herschlingern zwischen Aktualität, Spekulation, Szenarien und reiner Phänomenologie sowie scheiternden Analyseversuchen, bald abgelöst von ganz konkreten der Quellen? Alles aus dem Internet zu beziehen, ist schwierig. Recherchegespräche per Skype habe ich auch schon geführt, aber sie sind einfach schwächer. Es fehlt der Kontext. Die Begegnung bleibt distanzierter. Mein letzter Rechercheausflug war ja nach Dresden, zum Oberlandesgericht, zum Prozess gegen die „Revolution Chemnitz“, acht stramme Neonazis, zu den Plädoyers der Staatsanwaltschaft und der Nebenklage. Wie machen die jetzt weiter? Schließlich war das Urteil für nächste Woche anberaumt. Was machen all die Rechtsanwälte und Kanzleien, die jetzt pleitegehen dürften?

Habe ich schon zugegeben, dass ich am Land bin? Das darf nicht unterschlagen bleiben, wenn ich diese Zeilen schreibe. Ich bin rechtzeitig raus aus der Stadt und habe erst einmal leicht reden. Ich habe vielleicht in vier Wochen nicht mehr so leicht reden, weil die medizinische Versorgung hier schlechter ist. Aber diese Entscheidung ist schon mal von mir getroffen. Mehr aber nicht. Jetzt gibt es viel Konkretion. Tagesabläufe der Kinder gilt es erstaunlich lange zu strukturieren, das läuft nicht von alleine, das Haus ist immerhin schon etwas eingerichtet, aber andauernd brauchen wir Sachen wie Dichtungsringe, die man bald nicht mehr so einfach kriegt, was ich von dem Lieferservice höre – die machen auch dicht. Keine Klopapierprügeleien habe ich erlebt, allerdings auch sehr wenig Klopapier im Angebot, und von meiner Japanologen-Schwägerin, die aus Paris geflohen im Nachbarort sitzt, den amüsanten Satz gehört: „Immer wenn Krise ist, fehlt das Klopapier.“ Damals 1973 bei der Ölkrise sei

auch in Japan das Klopapier ausverkauft gewesen. Ansonsten kursieren hier am Dorf leider Mechaniker-Sätze wie „Solange das nicht verboten ist, machen wir es so“.

Und ich? Werde ich jetzt eine Springerin zwischen den Zeiten (Gegenwart, Zukunft 1 und Zukunft 2, rasende Vergangenheit)? Zukunft ist durch die drohende Destabilisierung auf heikle Weise wieder vielfältig geworden, die breite Gegenwart beendet. Diese Schwierigkeiten werden uns noch lange begleiten. Es ist nicht abzusehen, was das heißt, dass jetzt eine neue Ära beginnt. Immerhin verstehen wir jetzt etwas mehr von Zahlen und Massen. Wir führen eine Übung in Voraussicht durch. Jetzt drastische Maßnahmen ertragen, damit es in zwei Monaten nicht zur Katastrophe kommt, kann uns vielleicht beibringen, wie man Maßnahmen erträgt, damit es in acht Jahren zu keiner Klimakatastrophe kommt. Solche Dinge erzähle ich mir, ich erzähle sie immer wieder. Und immer wieder.

Thomas Stangl: Corona-Tagebuch 2

14.3.

Ich kenne immer noch niemanden, der mit Corona infiziert ist. Die lieben Wolken ziehen ungerührt am lieben Himmel vorüber. Es sind nur Zahlen.

Eine Bekannte erzählt von den Selbstvorwürfen eines Freundes in Norditalien, der – im Nachhinein – weiß, wen er alles angesteckt hat. Eine Feier der Paranoia: Mit jedem Husten und Atemzug könnte ich theoretisch töten; noch ein wenig theoretischer ist es an sich immer so. Der Flügelschlag eines Schmetterlings kann einen Hurrikan auslösen, eine Fledermaus auf einem Markt in Wuhan eine Pandemie, eine Theorie, von der vor 30 Jahren jeder redete, bringt sich mit einer gewissen Brutalität in Erinnerung. Lineares, exponentielles, chaotisches Wachstum.

Die ideale Seuche für die Gegenwart: man darf soziale Kontakte einstellen und alles auf die virtuelle Welt umlenken. Internetversand, Streaming, Cybersex, Chats und Cybermobbing (Plaudern und Ausrichten), Onlinegames usf. Die

wirkliche Katastrophe beginnt erst, wenn diese zweite Welt ausfällt, Telefon, Internet, Medien, Geldsystem, der Strom von Bildern; erst dann wäre das Gefühl da, dass alle Verbindungen gekappt sind, die Isolation und Angst.

16.3.

Beim Lesen die Frage im Hinterkopf: Kann es sein, dass all das, was uns eben noch als gegenwärtig, aktuell, dringlich erschienen ist, von nun an völlig fremd wird, weil sich einfach das Koordinatensystem geändert hat. Wir lesen von Büro-, Karrierekonflikten, Dreiecksbeziehungen, Fernreisen, von Theater oder Partys mit den Augen von Beduinen oder Amazonasindios.

Das Kind schickt mir schon WhatsApp-Nachrichten aus dem Kinderzimmer, um Distanz zu simulieren. Okay, in Wahrheit, um das neue Spielzeug zu erproben.

Ich erinnere mich, dass ich im Frühjahr 1986 (damals war ich ein völlig verblödeter Zwanzigjähriger) in ein Notizbuch den Satz notierte: „Ich bin noch so naiv, beim Gehen mit den Füßen den Boden zu berühren.“ *Die unsichtbare Gefahr*, sagte man damals, die Spielplätze wurden gesperrt usw.

Plötzlich sind alle Entfernungen anders, und die Welt ist fast so weit und unerreichbar wie in unserer Kindheit. Nach Graz fahren, nach Arizona, nach China, nach Venedig. Ein Traum.

Die Bäckerei mit abgedunkeltem Cafébereich; ein einziger Verkäufer, mit Plastikhandschuhen, drei oder vier Kunden, die große Abstände zwischen einander lassen.

Das Kind bekommt von der Schule den Auftrag, ein Corona-Tagebuch zu schreiben. Sie macht das ordentlich und mit Sinn für Dramaturgie; die Dramaturgie und die Ordnung sind stärker als jede Verunsicherung (wird, in ein paar Tagen oder Wochen, der Überdruß noch stärker sein?)

Das Schöne ist: man hört auf, an andere Krankheiten zu glauben. Solange man nicht mit C. infiziert ist, ist alles gut.

Es scheint einem sonst immer, eine Krankheit (umso mehr eine schwere oder tödliche Krankheit) würde zum eigenen Leben gehören, aber sie fügt sich – so überraschend sie einen treffen mag – nur ins Raster, ist statistisch schon als wahrscheinlich mit einberechnet. Das Kranken- und Sterbebett steht schon be-

reit. Es braucht eine Epidemie, um die Wahrscheinlichkeiten aus dem Lot zu bringen.

17.3.

Wenn alle wieder ins Freie gewankt sind, werden sie weitermachen wollen wie bisher, ich auch. Man könnte aber auch lernen, dass es, wenn nötig, auch wirklich möglich ist, radikale Maßnahmen zu treffen. Man könnte, was Krisen betrifft, auch in Jahrzehnten denken und nicht nur in Monaten. – Aber wer ist „man“? Der autoritäre Staat, der mit dem Ausnahmezustand und den Verboten gleich weitermacht, wenn wir schon mal daran gewöhnt sind?

Dieses Wissen, draußen nichts zu versäumen. Es findet nichts statt. Anderswo ist es nicht interessanter. Es hat etwas Beruhigendes, ich habe so viele Bücher zu lesen, so viel Musik zu hören, die Menschen, mit denen ich am besten sprechen kann, sind da, aber ich kann auch für mich sein. Nervös werde ich nur, wenn ich zu viel an die Epidemie denke, aber ich schlafe gut, besser als meistens. Wie lang hält diese Ruhe an, dieses Gefühl, nicht gefordert zu sein? Ein paar Tage oder Wochen? Oder brauche ich eine Katastrophe, um fürs Leben Gelassenheit zu lernen, eine Katastrophe als Ausrede? Geht es nur mir so?

Im Schutz eines Verbots eine minimale Freiheitszone bewohnen (wie lange rechtfertige ich damit das Verbot?)

Phantasien, *Gutes zu tun*: massenhaft Bücher bei kleinen Buchhandlungen zu bestellen, den Kassiererinnen im Supermarkt Trinkgeld zu spendieren etc. Weiter reichen nicht einmal die *Phantasien*, Gutes zu tun.

18.3.

Frühlingsidylle, leere Straßen, Burggarten und Volksgarten sind abgesperrt, aber im Stadtpark sind die Bänke besetzt und Menschen liegen auf den Wiesen. Einen, besser zwei Meter Abstand halten von den anderen Radfahrern, den Joggern und Fußgängern an den Ampeln, bei der Urania runter zur alten Lieblingsstrecke am Donaukanal, und dort wird es schwer, Abstand zu halten, als würde es alle zum Wasser treiben, die Jungen, die Leute mit Hunden, viele Kinder, auch einige Alte. Licht, Wasser, Weite. Ein paar Sprayer mit Kletterseil proben die Besteigung der Augartenbrücke. Soll diese friedliche, freundli-

che Normalität beruhigen oder Angst machen? Zur nächsten Brücke, zurück in die ausgedünnte Stadt.

Ich füge einem Text den Halbsatz „als man noch reisen konnte“ hinzu. Diese Gleichzeitigkeit: eine Katastrophe, die das Leben völlig ändert; und eine gemütliche Zeit des Fernsehens und Lesens und bürgerlichen Familienlebens. Nur mit dem Verdacht, dass am nächsten Tag, in der nächsten Stunde etwas wirklich unrettbar ins Kippen kommen kann.

In einem Traum letzte Nacht konnte ich in Italien sein; einem schraubenförmig verdrehten Italien, wo Neapel an derselben Küste lag wie Venedig. Und der Blick reichte so weit, dass ich von Neapel dem Meer entlang in den Norden bis nach Venedig schaute. Ich war überall gleichzeitig.

20.3.

Im Stadtpark, Blick über den Teich hinweg auf zwei Trauerweiden mit Ponyfrisur. Eineinhalb Meter über dem Boden schnurgerade abgeschnittene Äste; und dieses lichte Grün der frischen Blätter. Die Fahrräder wie eine Barriere vor unserer Parkbank. Zwei Polizeiautos machen die Runde, eine mechanisch-neutrale Frauenstimme: „Das ist eine Durchsage der Landespolizeidirektion Wien. Das Betreten von öffentlichen Plätzen ist grundsätzlich verboten. Eine Ausnahme ist... Etc.“

- Das ist gruselig, sagt das Kind und bekommt Fluchtimpulse.

Aber die Polizeiautos haben ihre Runde schon fast beendet, wir bleiben. Die Pollen kitzeln in meiner Nase, und ich wage nicht zu niesen. Sonst bekämen die Leute Angst. Ich stelle mir vor, die Freundlichkeit und Höflichkeit, die viele dem Distanzhalten und der Ausnahmesituation abgewinnen können, würde, mit dem ersten Niesen und wie sehr erst, sobald ein Husten zu hören ist, umschlagen in Feindseligkeit und Gewalt (aber Gewalt hieße ja: Berührung, und das ist verboten).

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch Teil 2

22. März 2020

Auf meinem Schreibtisch ist die Welt noch wunderbar in Unordnung. Bücher wetteifern mit diversem Zettelwerk, Schreibgeräten und Krimskrams um die besten Plätze, alles scheint unstrukturiert (es ist unstrukturiert!) und setzt regelmäßig Staub an. Wie alles im Universum folgt auch mein Schreibtisch einer grundlegenden Gesetzmäßigkeit, jener der Entropie. Als solche wird physikalisch die Unordnung im Kosmos bezeichnet; die Entropie wird von sich allein stetig größer, was in den eigenen vier Wänden rasch überprüft werden kann: Alle Dinge in unseren Zimmern werden sich nach und nach gleichmäßig „unordentlich“ verteilen. Ein weiteres Faktum bleibt unbestritten, dass alles mit möglichst geringem Energieaufwand geschieht; sprich, die Unordnung wird sich vorwiegend am Fußboden ausbreiten.

Auf meinem Schreibtisch (immer im Blickwinkel) trotz das Buch „Die Wölfe in den Wänden“ bislang allen „unordentlichen Zersetzungsprozessen“. Es handelt von einer Familie, die allmählich realisiert, dass sich in den Wänden ihres Hauses Wölfe aufhalten. Natürlich will der Tochter zunächst niemand so recht glauben – und erst als es zu spät ist, als die Wölfe endgültig aus den Wänden hervorbrechen, realisiert die gesamte Familie, dass sich ihr Leben grundlegend verändert; und dass sie sich aktivst um ihr Dasein und Heim bemühen wird müssen. Wie diese Geschichte ausgeht? Nun, das sollte natürlich ein jeder selbst nachlesen, das Werk von Neil Gaiman (mit Illustrationen von Dave McKean) sei hiermit aufs Wärmste empfohlen. Und ob das etwas mit Corona zu tun hat? Auch das überlasse ich der kollektiven Phantasie.

Darüber hinaus schlafe ich in Corona-Zeiten weniger als sonst (und ich schlafe generell nicht viel), das oftmalige Dahindümpeln am Tag geht offensichtlich physisch schon als Schlaf durch, es bleibt demnach viel Zeit zum Fernsehen. Hand aufs Herz, wer te Leserinnen und Leser meines Tagebucheintrages, hättet ihr zur nächtlichen Stunde sofort gewusst, was sich hinter dem Begriff ASP verbirgt? Ich stolperte unversehens in eine Dokumentation, in der ASP als riesiges Problem geschildert wurde. ASP ist eine nicht zu unterschätzende Ge-

fahr. ASP muss eingedämmt werden, die zugehörigen Bilder zeigten unterdessen Landwirte, Lokalbehörden und Waldlichtungen.

Ich recherchierte daraufhin im Internet, was ASP eigentlich alles sein kann (die Reihung ergab sich nach vorgeschlagener alphabetischer Reihenfolge einer bekannten Suchmaschine): 1. ASP 2848 - ein Asteroid. 2. ASP (ausgesprochen wie Ast nur mit P) – Rockband aus Deutschland, die der schwarzen Szene zugeordnet wird. 3. ASP – Radsportteam Sparta Prag. 4. ASP – Active Server Pages. 5. ASP – Acylation stimulating protein, ein Hormon des Fettstoffwechsels. 6. ASP – Advanced Simple Profile, Teil des Videokomprimierungsstandards MPEG-4. 7. ASP – Afrikanische Schweinepest (anzeigepflichtige Tierseuche). Im Übrigen, weitere dreißig zugehörige Einträge werden gelistet, ASP kann also noch einiges mehr darstellen, doch sind wir mit Eintrag sieben bereits im richtigen Film.

In der durchaus spannenden (und dem Zeitgeist entsprechenden) Dokumentation wird dem heroischen Kampf der Jäger (und Bezirksbehörden) gegen die Afrikanische Schweinepest Tribut gezollt. Vorweg, das sollte man nicht auf die leichte Schulter nehmen – an der deutsch-polnischen Grenze tobt ein Krieg gegen alle dort ansässigen Wildschweinrotten. Die Wildschweine sind in der Regel allesamt infiziert, man versucht sie zu isolieren, Berührungspunkte und soziale Kontakte unter den Tieren sollen generell unterbunden werden, eine weitere Ausbreitung wäre ein wirtschaftliches Fiasko für Landwirte und Schweinebauern (die bei nur einem infizierten Mastschwein alle Tiere zu keulen haben). Und klar, selbst Schonzeiten gelten nicht mehr, es sollen so viele Schwarzkittel (Ferkel, Bachen, Keiler) geschossen werden, wie nur irgendwie möglich. Apropos, wie kam die Afrikanische Schweinepest ins besagte Grenzland? Durch Verschleppungen im Reiseverkehr.

Auf einer deutschen Webseite (www.agrarheute.com) lässt sich die Ausbreitung der ASP-Pandemie quasi in Echtzeit verfolgen – und klar doch, dass mich das vage an irgendetwas erinnert. Ich pickte mir dort den 4. März 2020 heraus und las wie folgt: „Lange Zeit gab es aus China keine offiziellen Meldungen zu neuen Ausbrüchen der ASP, im Gegenteil: Forschern scheint die Entwicklung eines wirksamen Impfstoffs gelungen zu sein. Wie nötig das ist, zeigen

die neuesten Ereignisse: So gab das chinesische Landwirtschaftsministerium bekannt, dass das Virus bei Wildschweinen in der Provinz Hubei nachgewiesen wurde – 7 Wildschweine wurden positiv getestet. Während der Hauschweinebestand in China aufgrund der tödlichen Tierseuche um 40 % geschrumpft ist, waren Wildschweine bislang eher selten betroffen.“

Leider ist mein Zeichenlimit hiermit erreicht, sodass ich heute nicht weiter über meine Korrespondenz mit österreichischen Behörden in Sachen Corona berichten kann, mehr davon dann wohl in der nächsten Tagebuchausgabe.

Daniel Wisser

23.03.2020

Wenn es dann einen Impfstoff gegen das Corona-Virus gibt, wird er in Ischgl dem Wodka beigemischt, damit er schnell Verbreitung findet. (Auch an Norwegen, Island und Dänemark denken!)

22.03.2020

Heute nach langer Zeit wieder einmal im Vorzimmer gewesen. Mit seinen vielen Schuhen erinnert es mich kurz an die Welt, die einmal hinter der Eingangstür der Wohnung existiert hat.

21.03.2020

Wie erwartet, wird die sogenannte Corona-Krise (allein dieses Wort zeigt schon den Missbrauch) benutzt, um die Demokratie abzubauen. Nichts anderes war schon vorher der Plan gewesen, als die Staaten Westeuropas in Oligarchien umzuwandeln, nun aber sind Überwachung und Freiheitsberaubung von Regierungsstelle aus legitimiert. Österreich tut mir in diesem Fall am wenigstens leid. Die Menschen haben schon vor drei Jahren beschlossen, dass sie die Diktatur von Großkapital und Boulevardmedien der Demokratie vorziehen. Und man muss sich auch die Ermüdung im jahrzehntelangen Kampf gegen ein mehrheitlich undemokratisches Volk eingestehen. Wenn der Staat nur dazu gut ist, die großen Firmen vor Verlusten und Pleiten zu retten, während sie, wenn sie Gewinne machen, großkotzig den Rückzug des Staates aus der Wirtschaft

fordern; wenn die Sozialdemokratie nur dazu gut ist, den Kapitalismus wenigstens ein wenig einzudämmen und seine schlimmsten Auswüchse zu verhindern, dann sind Staat und Sozialdemokratie auch einmal am Ende. Der Kapitalismus ist jedenfalls zu nichts gut. Österreich (ständig schreit es nach mehr nationalstaatlicher Verantwortung in der EU) produziert seinen medizinischen Bedarf offensichtlich nicht selbst, sondern ist auf Importe angewiesen. Der Kapitalismus produziert irgendetwas, das niemand braucht. Das Netz funktioniert auch nicht ordentlich.

20.03.2020

Wieso beginnt der Frühling am 20. März?

Aufzählung

»Vier Dinge sind es, die wir jetzt beachten müssen«, sagte die Bereichsleiterin Lessigang zum Direktor Dr. Vegh auf dem Korridor des Amtsgebäudes gerade in dem Moment, als der junge Disponent Spring an den beiden vorbeiging. Spring, der die Bereichsleiterin und ihre nicht enden wollenden Aufzählungen kannte, war froh, dass er nicht von Lessigang angesprochen worden war, und beschleunigte seinen Schritt. »Erstens ...«, setzte die Bereichsleiterin Lessigang fort. Spring wusste genau, was nun folgen würde: Ihre Aufzählung würde nicht über den ersten Punkt hinausgehen, sondern sie würde den ersten Punkt in vier Unterpunkte teilen, diese aber wieder nicht vollständig auflisten, sondern den ersten Unterpunkt in vier Unterunterpunkte teilen und so weiter und so fort. Als Spring sich in sicherem Abstand von der Bereichsleiterin Lessigang glaubte, trat er an das Fenster zum Innenhof und sah, dass der große Kirschbaum schon jetzt, Mitte März, zu blühen begonnen hatte. »Vier Jahreszeiten sind es, die schön sind«, dachte der Disponent Spring, »aber alle schwärmen immer nur vom Frühling.«

19.03.2020

Für die Literatur wird die Diktatur nicht schlecht sein. Russland hat ja auch über Jahrhunderte ganz Großes hervorgebracht. Man muss sich nur daran gewöhnen Dissident zu sein. Hausarrest üben wir ja schon.

18.03.2020

Auf einmal ist Absagen leicht geworden.

17.03.2020

Christi Auferstehung ist abgesagt oder findet im Internet statt. Wieso schreibt eigentlich niemand E-Mails?

16.03.2020

Einen Tag NUR mit Tschechow verbracht. Wunderbar. Als ich das Buch weglege, frage ich mich, ob es wirklich eine Pandemie gibt. Erste Reaktion: Nein, das habe ich mir nur eingebildet.

15.03.2020

Die permanente Berichterstattung, die nur EINE NACHRICHT kennt, geht schon auf die Nerven (die CNNisierung der Welt). Der Rest der Welt ist ausgeblendet. Ein Minister erklärt, was Italien ist, wo die Lombardei liegt.

14.03.2020

Jetzt beginnen die Diskussionen, wann man welche Lebensmittel essen muss. Es wird nicht gegessen, worauf man heute Lust hat, sondern das, was WEG MUSS, DAMIT ES NICHT VERDIRBT. So ist es sonst nur, bevor man auf Urlaub fährt.

Gulasch

Einen Tag bevor das Ehepaar Wantuch mit dem Auto in den Urlaub fuhr, gab es immer denselben Streit. Herr Wantuch wollte ein Gulasch zum Abendessen, Frau Wantuch aber bestand darauf, die Reste aus dem Kühlschrank aufzuessen. Immerhin habe man die Lebensmittel um teures Geld gekauft, und wenn man vom Urlaub zurückkäme, wären sie bereits verdorben. Ing. Wantuch aß schweigend Käse- und Wurstreste, hartes Gebäck und vertrocknetes Gemüse und ging zu Bett. Am nächsten Tag brach das Ehepaar Wantuch mit dem Auto in den Urlaub auf. Auf der

Passstraße zum Grenzübergang blieb Ing. Wantuch beim ersten Aussichtspunkt stehen. Er blickte ins Tal und sagte, er hoffe, dass es vor der Grenze noch ein Gasthaus mit einem ordentlichen Gulasch gäbe. Frau Wantuch schwieg für den Rest des Tages.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilia* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggl, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.